

Eine Frauenzeitschrift vor 150 Jahren

Autor(en): **H.S.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche**

Band (Jahr): **31 (1941)**

Heft 23

PDF erstellt am: **26.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-642450>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Eine Frauenzeitschrift vor 150 Jahren

„Gleich wenig unterhaltend ist die Tischgenossin oder Lebensgefährtin, wenn sie gar nichts liest, und wenn sie nichts liest als eitle Romanen. In dem einen Falle quälen Leerheit und Überdruß, im andern Falle quält ein Romanheld.“ So lesen wir in der vergilbten ersten Nummer der „Monatschrift für Helvetiens Töchter“, die der Zürcher Professor und Schriftsteller Leonhard Meister im Mai des Jahres 1793 ausgehen ließ. Die Männer wieder mehr ans Haus zu fesseln, war der oberste Zweck der bescheiden ausgestatteten Frauenzeitschrift: „Aus Mangel an Unterhaltung schleichen wir aus dem Schooß der Familie, von der Seite der Gattin und Tochter, und gleichwol könnten wir nirgends glücklicher leben, als in dem häuslichen Schooße. Wozu unaufhörlich auswärts Besuche, Geschäfte und Spiele . . .?“ Gute Lektüre, fährt der gelehrte Herausgeber fort, verschafft Anregung und ermöglicht „den wolfeilsten sowol als den besten Zeitvertreib“, damit die edelste häusliche Geselligkeit; aus den verschiedenen Gebieten der Kunst und Natur, der Lebensweisheit und der Geschichte will er deshalb „für den Thee- und Nachtisch bald Früchte, bald Blumen“ sammeln und der holden Weiblichkeit vorlegen.

Stil und Zielsetzung dieser Ankündigung verraten bereits, daß die „Monatschrift für Helvetiens Töchter“ ein Produkt jenes bedeutungsvollen Zeitabschnittes ist, den wir als Aufklärung bezeichnen. Hier schon ahnt man den Ton einer Menschlichkeit, die frühern Jahrhunderten fremd war: eine warme Diesseitiggläubigkeit, ein Aufbrechen innerer Quellen, ein Drang nach Geselligkeit und gegenseitiger Aussprache. Ganz besonders fällt die Wertschätzung auf, die der Frau entgegengebracht wird. Sie, der gelehrte Abhandlungen geradezu den Besitz einer Seele bestritten haben, soll nun der besetzte Mittelpunkt des geselligen Lebens sein oder werden; sie, die jahrhundertlang bloß dazu bestimmt war — wie Bodmer klagt —, zu waschen, zu flicken, der Männer Geld zu zählen und Kinder zu haben, erhält nun ihren vollen Menschenwert; abgewälzt ist die Verachtung, die auf ihr als Evastochter wegen der Erbsünde lastete; die neue Menschenwürde umschlingt als ein einigendes Band die Menschheit, Humanität heißt das neue Zauberwort . . .

Aus allen Nummern der Meister'schen Monatschrift — es erschienen nicht allzu viele — schlägt uns etwas von diesem Aufklärungshauch entgegen. Die Frau ist von alten Fesseln befreit. Sie nimmt lebhaften Anteil am ganzen Glücksverlangen der Zeit, am erwachenden Naturfönn, am Drang nach weiteroberndem Wissen. Es offenbart sich die Freude am schönen Leib und an der vorteilhaften Erscheinung. Berühmte Frauengestalten voll Schönheit werden geschildert, Mode und „Beförderungsmittel der Schönheit“ bieten willkommenen Unterhaltungstoff. Aber immer wieder warnt der Herausgeber auch vor einer Überschätzung der äußern Erscheinung und der Sinnenfreude. „Gegen den Genuß der Sinnen predige ich nicht“, schreibt er etwa, „nur bedaure ich, daß man darüber so gerne auf den höhern Genuß, den Genuß des Geistes Verzicht thut. Wenn jemand . . . von einem Tage zum andern nichts im Sinne hat als die Geheimnisse des Spiegeltisches, . . . das Geräusch des Konzerts, die Zauberbewegungen des Tanzes, wie kann es der unsterblichen Seele eines solchen persönnlichten Menschen auch nur davon träumen, daß das stille Forschen nach Wahrheit zum wenigsten ebenso angenehm unterhält, als z. B. die Erfindung eines Kopfpuzes . . .“ Neben den Kunstmitteln zur Erlangung eines schönen Teints empfiehlt der Schreiber außer Puder,

Pommade, Schminke, Wasser, Ölen, Essenzen deshalb „als töftliches Arkan gute gefällige Laune. Weiterer glänzt keine Schminke . . . Man vermischt . . . mit einer Dosis Bescheidenheit eine Dosis Herzensgüte. Wol fermentirt, entspr'igt hieraus allgemeines Wohlwollen. Die eitlen Phantasien verdünnen“; aber die Dame muß sich vorerst von Tändlern und Schmeichlern freimachen, „oder die Operazion schlägt fehl“. Unter dem Stichwort „Weiblicher Heroismus“ ironisiert eine Zuschrift an den Herausgeber allerhand Modetorheiten: „Indem wir unter Schürren und Banden die Brust und den Wuchs, und im engen Schuhe den Fuß peinigten, üben wir nicht weniger Selbstverläugnung, als der Fakir bei den Kastejungen. Indem wir Stundenlang unter dem glühenden Eisen des Friseurs und vor dem Verböre der Puzmacherin schmachten, leiden wir nicht weniger als auf der Folterbanke“ usw.

Das 18. Jahrhundert nannte sich mit Vorliebe das philosophische. Seine „Philosophie“ rang nicht um das Erkenntnisproblem, sondern war „das aus Gefühl und Nachdenken gemischte Bestreben, das eigene und das Glück anderer zu begründen“. Leonhard Meister's Zeitschrift ist ein getreues Abbild dieser geistigen Haltung. Überall tritt ein menschenfreundlicher Zug zur Besserung und Belehrung zutage, philosophische „Mährchen“, Abhandlungen über Aufklärung, Glückseligkeit, „Genuß im Entbehren“, über Freundschaft, Keinlichkeit und den guten Ton durchziehen die schmalen Blätter. Daneben äußert sich eine ungebrochene Freude an jeglicher Art von Denkübung, an geistesportlicher Betätigung sozusagen — nicht umsonst heißt der Grundbegriff des Zeitalters „Vernunft“. Wie nähmen wohl im 20. Jahrhundert die Leserinnen einer Frauenzeitschrift den Vorschlag auf, in geselliger Runde an Stelle von Kartenspiel den Scharfsinn zu erproben durch Definitionen von Ausdrücken wie Zurückhaltung, Bescheidenheit, Demut, Anstand, Keuschheit, Koketterie, Galanterie! So etwa: „Zurückhaltung verbirgt die Wünsche und Annahmungen, Bescheidenheit beschränkt sie, Demuth beschränkt sie nicht nur, sondern unterwirft sie unbedingt dem Himmel, dem sie alles dankt und alles heimstelt. Sittsamkeit werden Bescheidenheit und Demuth, inwiefern sie auch äußerlich den geringsten Anstoß vermeiden . . .“

Die Zürcher Monatschrift ist auch als Dokument für den rührenden Wissensdurst des Aufklärungsmenschen recht aufschlußreich. Erdkunde, Geschichte, Sprachlehre, Fragen der Technik kommen abwechselnd darin zur Sprache. Daß die Aufsätze gelegentlich noch reichlich pseudo-wissenschaftlich ausfallen, ist nicht weiter verwunderlich; mag man den Abstand der Zeiten ermessen beim Lesen folgender Beschreibung Zürichs: „Der Boden der Stadt besteht theils aus sandigter, theils aus Gartenerde, theils aus wildem schwarzbraunem Marmor . . . Die Höhe, worinn die Stadt sich befindet, verschafft ihr eine reinere subtilere Luft. Da eine solche Luft weniger auf die Säfte des Leibes drückt, so können diese sich besser erweitern. In Zürich drückt die Luft beynabe neunzehnmal weniger, als z. B. in Holland, eben darum macht sie den Körperbau lockerer, zarter, reizbarer . . . Öftere und schnelle Abänderung der Luft hat desto schlimmere Folgen, je mehr sie auf einen empfindlichern Leib wirkt. Wenn z. B. plötzlich der Südwind den Nordwind verjagt, so wird auch der Körper plötzlich um 31 Centner Luft weniger gedrückt, alsdann erweitert sich das Blut, und es ist eben soviel, als wär in die Adern ein Zehnteil oder Zwölftel mehr Blutes gekommen . . .“

Dr. J. S—r.